Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 10 (1945)
Heft: 1

Artikel: Carl Spitteler 1845-1924
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-859579

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BASELBIETER HEIMATBLÄTTER

Vierteljährliche Beilage zum Landschäftler
Nr. 1 10. Jahrgang Juni 1945

Was vergangen, sei vergeben.
Wer da glaubt und hofft, wird leben.
Was da faul ist, das muss fallen.
Gruss von Gott den Mutigen allen.
Balladen.

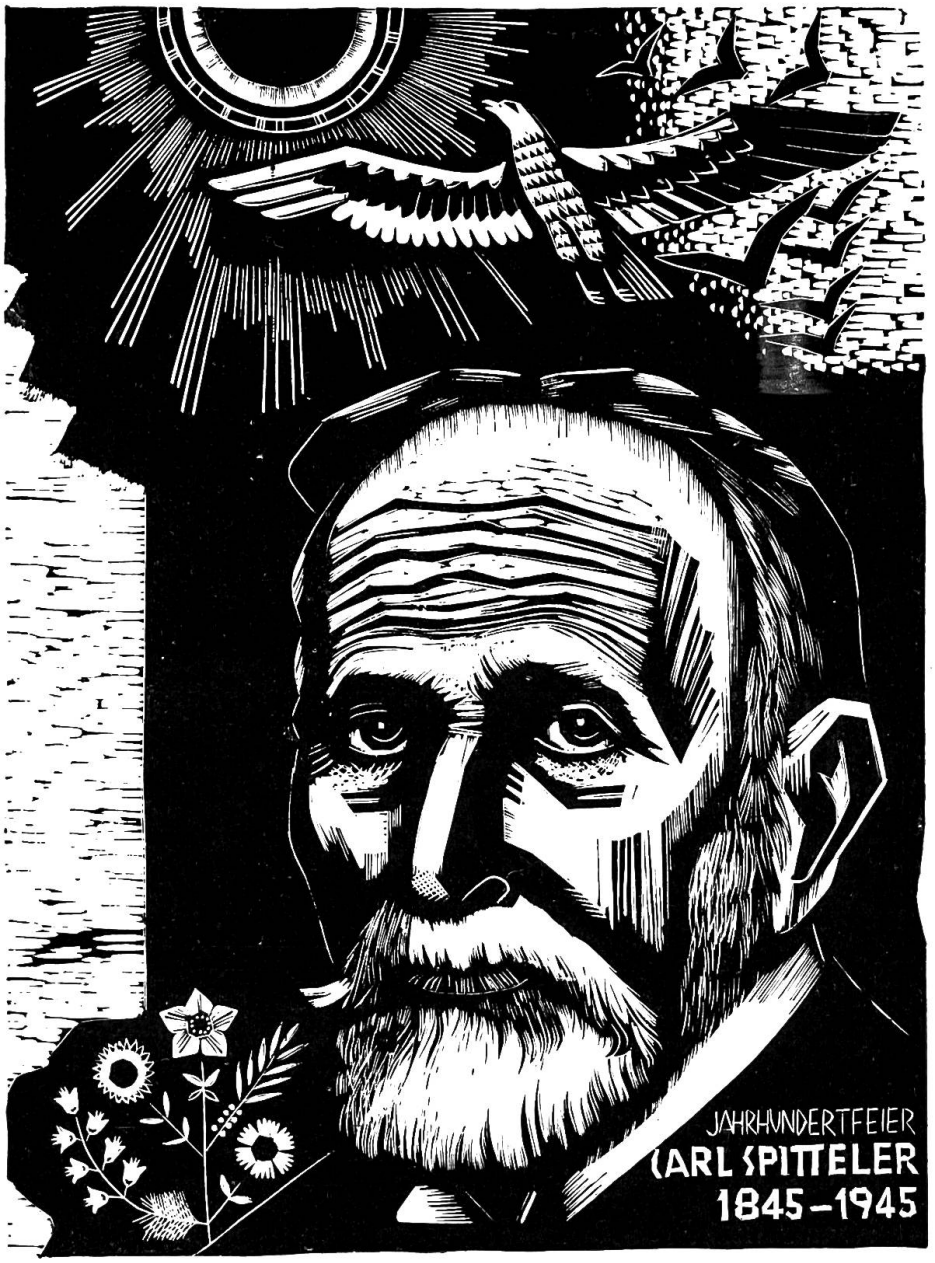
Carl Spitteler 1845—1924.

Carl Spitteler, dessen 100. Geburtstag sich letzthin gejährt hat, entstammte einem alten Bürgergeschlechte aus B e n n w i l. Der grosse Dichter, den wir mit Stolz zu uns Baselbietern zählen, wurde am 24. April 1845 in Liestal als Sohn des Bezirksstatthalters und spätern Landschreibers geboren. Die Jugendzeit verbrachte er zum grössten Teil in seinem Geburtsort, der ihm 1861 durch Einkauf seines Vaters auch zum zweiten Bürgerort wurde. Von da aus besuchte Spitteler das Obergymnasium zu Basel und die Universität, wo er auf Wunsch seines Vaters Jurisprudenz studierte. Er brach aber dieses Studium bald ab und widmete sich in Zürich, Heidelberg und Basel der Theologie. «Wegen Unglaubens» liess ihn das Liestaler Pfarrerkollegium jedoch nicht zum Examen. Ein Jahr später, nachdem er das Examen mit Auszeichnung bestanden hatte, sollte er in Langwies Seelsorger werden. Doch Spitteler verzichtete darauf, da er sich nicht zum kirchlichen Christentum bekennen konnte. Er reiste nach Petersburg und war dort während 8 Jahren Erzieher in einer Generalsfamilie. In seine Heimat zurückgekehrt, amtete er in Neuveville als Lehrer für Latein und Griechisch. 1881 erschien das Epos «Prometheus und Epimetheus», das Erstlingswerk des Dichters, der damals schon sechsunddreissigjährig war. Drei Jahre später heiratete er seine ehemalige Schülerin Marie op den Hoff. Ab 1885 wirkte er nicht mehr als Lehrer, sondern als Redaktor an verschiedenen kleineren Zeitungen (z. B. an der Basler «Grenzpost»). Zuletzt war er Feuilletonredaktor an der Neuen Zürcher-Zeitung, bis er sich 1893, weil finanziell unabhängig geworden, zurückzog und sich in seinem Luzerner Heim nur noch der Dichtkunst widmete. 1920 wurde ihm der Nobelpreis zugesprochen. Am 29. Dezember des Jahre 1924 starb der grosse Kämpfer.

Ein grosser Kämpfer war er tatsächlich. Es gehörte viel Mut und Schaffenswille dazu, schöpferisch Grossartiges zu vollbringen, ohne

dass das Geschenk, das er mit seinen Werken der Mitwelt darbrachte, von dieser nur angesehen, geschweige denn angenommen wurde. Nach und nach fanden sich aber doch solche Menschen, die das Einzigartige seiner Werke verstehen konnten. Spitteler starb nicht als ein Unerkannter oder Verkannter. In seinem Alter waren ihm die Ehren, die ihm gebührten, doch noch zuteil geworden. Doch ein populärer, vielgelesener Dichter ist er auch heute nicht. Seine bedeutendsten Werke («Prometheus und Epimetheus», «Extramundana», «der Olympische Frühling», und «Prometheus der Dulder»), die Epen, zeugen von seiner visionären Kraft, Unsichtbares, das sich nur im Geistig-Seelischen abspielt, poetisch zu gestalten. Spitteler führt uns in höhere Welten, er lässt Götter handeln. Von «Prometheus und Epimetheus» schreibt der Realist Keller, es sei «von vorne bis hinten voll der auserlesensten Schönheiten». Dieses Erstlingswerk ist das Gleichnis vom stolzen, adligen Geistesmenschen (Prometheus) und vom Machtmenschen (Epimetheus). Im Prometheus erkennen wir Spitteler, der auch kämpfte, litt, entsagte um seiner «Göttin Seele», seines höheren Selbstes Willen. — Des Dichters nächstes Werk waren die «Extramundana», sieben Weltentstehungsmythen, mit denen er «nur das Bewusstsein des Menschen ausweiten und die Vorstellungen über die kosmischen Dinge bereichern» wollte. Spitteler war — weil fast niemand ihn verstanden — aus seinem Götterhimmel herabgestiegen, um mit «Hunden, Katzen und Krähen» zu kämpfen. Er schrieb realistische, ja naturalistische Erzählungen, die uns beweisen, dass er auch auf diesem Gebiete ein Meister war. Und diese wenigen «zeitgemässen» Werke sind allgemein verständlich. Wir möchten deshalb gerade auf sie verweisen. Schon mancher hat den Weg zu Spitteler über seine Prosa gefunden. Für uns Baselbieter haben diese Werke einen besondern Reiz, erkennen wir doch überall Ortschaften, Gegenden unserer Heimat. «Gustav», dem das Problem Künstler-Welt zugrunde liegt, ist in Wahrheit ein kleines Kunstwerk. «Die Mädchenfeinde» stehen ihm in keiner Beziehung nach. Zwei naturalistische Erzählungen sind «Friedli der Kolderi» und «Conrad der Leutnant», eine tragische, straff gespannte «Darstellung» aus dem Landleben. In Prosa ist auch der schöne, psychologisch so feine Roman «Imago», welcher die innern Kämpfe des Künstlers gestaltet. Und zwar schliesst Spitteler nicht etwa einen Kompromiss zwischen seinem hohen Ideenreich und dem bürgerlichen Leben. Der Künstler in «Imago» überwindet das Irdische, indem er es in seine geistige Welt hinauf veredelt und idealisiert. Das letzte Prosawerk sind seine «Frühesten Erlebnisse», wo er seine ersten Erdeneindrücke wunderbar zu schildern weiss. Spitteler war aber wieder hinaufgestiegen in seine Heimat. Sein ganzes künstlerisches Schaffen gipfelt im «Olympischen Frühling», in den grossen Gesängen vom Aufstieg der Götter.

Neben diesen grossartigen Epen (zu denen noch «Prometheus der Dulder» gehört) und den Prosawerken hat uns der Dichter aber auch Gedichte gegeben. Seine ersten Versuche in der Reimkunst waren die «Schmetterlinge», lichte, fliegende, graziöse Sonnenvögel-Gedichte. «Augenlyrik, Licht- und Farbenwonne». Augen-, nicht Ohrenlyrik! Spitteler malt, er singt nicht. Ebenso schön wie die Schmetterlinge, doch vertiefter und gereifter sind die «Glockenlieder». Des Dichters



W.Eglin.

«Balladen» zeugen ganz besonders von seiner gewaltigen sprachlichen Ausdruckskraft. «Die literarischen Gleichnisse» — ebenfalls Gedichte — sind Gleichnisse, die irgendwelche, meist nicht sehr erbauliche Wahrheiten aussprechen. Eine geistreiche Ironie zeigt sich hier wie ja fast in allen Werken des Dichters. Spitteler geisselt Menschendummheit, Unverstand und Gemeinheit. Sein scharfer Verstand sieht durch alles hindurch.

Die edle Kraft und die Geradheit des Menschen Spitteler äusserte sich aber auch vor aller Welt in seiner berühmten Rede «Unser Schweizer Standpunkt», die er in einer Zeit grosser Gefahren — im Dezember 1914 — in Zürich hielt. Klar und deutlich umriss er die innen- und aussenpolitischen Aufgaben der Schweizer. Er rief ihnen ihre grosse Verantwortung ins Bewusstsein. Von einer Kluft zwischen deutscher und welscher Schweiz, wie sie damals bestand, wissen wir ja heute

wenig mehr. Spitteler war mit jener Rede zum eidgenössischen Gewissen geworden.

Wir sehen aus all dem, dass wir den Dichter in seiner Grösse und Vielseitigkeit kaum zu erfassen vermögen. Seine ganze Persönlichkeit aus seinen Werken herauszulesen fällt sehr schwer. Die Weltanschauung des Meisters kann nicht einfach in Schemen gepresst werden. Spitteler hielt sich auch nicht an die kirchliche Glaubenslehre. Er schaffte sich eine ureigene Religion, aufgebaut auf eigenem Erkennen. Spitteler hat die Welt in ihrem Schmerz erfahren, er hat sich durch das tiefste Seelenleid hindurch gerungen und er hat trotz aller scheinbaren Hoffnungslosigkeit gesprochen:

«Mut sei mein Wahlspruch bis zum letzten Atemzug.
Mein Herz heisst dennoch.» Fränzi Suter.

Wo zum ersten Male durch die Augen
Hat geatmet unser Selbstbewusstsein
Und die Seele mit erschrecktem Staunen
Hat erkannt ein riesengrosses Weltsein,
Da ist unsre Heimat; diese Dinge
Bleiben in den Tiefen unsrer Seele
Fest und innig mit uns selbst verwachsen,
Dass sie nichts vermag von uns zu scheiden:
Selber sind wir alle jene Dinge. Extramundana.

Erziehung nenn ichs, wenn man erstens selber
womöglich etwas Beispielwürdiges vorstellt.
Eugenia.

Den Willen, der zum Gipfel aufschaut, heiss ich gut.
Die hohe Absicht adelt, wenn auch unerreicht.
Schmach dem, dess Demut in den Sumpf bescheiden schleicht.
Olymp. Frühling II.

Die richtige Haltung zu bewahren, ist nicht so mühsam, wie sichs anhört, wenn mans logisch auseinanderlegt. Ja, wenn mans im Kopf behalten müsste! Aber man braucht es gar nicht im Kopf zu behalten, man kann es aus dem Herzen schöpfen. Wenn ein Leichenzug vorüber geht, was tun Sie da? Sie nehmen den Hut ab. Als Zuschauer im Theater vor einem Trauerspiel, was fühlen Sie da? Erschütterung und Andacht. Und wie verhalten Sie sich dabei? Still, in ergriffenem demütigem, ernstem Schweigen. Nicht wahr, das brauchen Sie nicht erst zu lernen? Nun wohl: eine Ausnahmegunst des Schicksals hat uns gestattet bei dem fürchterlichen Trauerspiel, das sich gegenwärtig in Europa abwickelt, im Zuschauerraum zu sitzen. Auf der Szene herrscht die Trauer, hinter der Szene der Mord. Wohin Sie mit dem Herzen horchen, sei es nach links, sei es nach rechts, hören Sie den Jammer schluchzen, und die jammernden Schluchzer tönen in allen Nationen gleich, da gibt es keinen Unterschied der Sprache. Wohlan, füllen wir angesichts dieser Unsumme von internationalem Leid unsere Herzen mit schweigender Ergriffenheit und unsere Seelen mit Andacht und vor allem nehmen wir den Hut ab.

Dann stehen wir auf dem richtigen neutralen, dem Schweizer Standpunkt.

Rede vom 14. Dezember 1914.